



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

3. Blatt.

Landsberg (Warthe), Sonnabend, 31. Dezember 1921.

Nr. 306.

„Neujahr!“

Prost Neujahr!

Dieser Prost, der am Silvesterabend überall auf den Straßen wird, mit dem man einander beim zweiten Silvesterschlag mit erhöhtem Blumenschloß begrüßt, ist in seiner Kürze etwas Bekleidendes. Überdies ist das Wort „Prost“ so meinte einmal Johannes Trojan, nicht ganz uninteressant. Es stammt aus dem Studententum, aus dem die Studentenstube zusammen zu den wilden Lateinworten gehört. Indesfern ist doch „Prost“, in der überlieferten Form „Prostet“, ein ganz richtigiger Konjunktiv von „prostet“, das „nützen“ bedeutet. Es heißt also jowies wie: „Es sei von Euch!“ oder „Wohl dem, der es!“ „Prost“ sagt man als Student beim Biertrunk oder „Prost Blume“ bei einem vollen Glase. „Prostmaßzeit“ wird durchaus nicht mehr gebraucht, wenn man das Lied nicht singt. „Prost“ ausgesprochen, will es hörbar sezen, daß nichts los ist oder nichts da ist, wonit man Glück wünschen kann. „Prost“ oder „Prost“ ruft man auch den Dienstenden zu, und das führt auf einen alten Überglauken zurück. Niemand kann darauf hindeuten, daß man etwas Gutes zu erwarten hat, im besonderen, wenn man ganz nüchtern vor dem Freiball ist. Gibt das Dienst an der heim Anzüge der Schule vor sich, so muß man sich gewöhnlich auf etwas Schlimmes gefaßt machen, doch ein rechtzeitig zugeunseres „Prost“ kann dem vielleicht abhelfen. Bei Hoff war das Dienst unterlaßt. Geschah es dennoch, was sich ja durchaus nicht immer verhüten läßt, so durfte doch nicht „Prost!“ gerufen werden, sondern nur in aller Stille gedacht werden, und das verhünte niemand, der vom Volksaberglauben etwas hält.

In diesem Zusammenhang mag noch erwähnt sein, daß man bisweilen den Silvesterabend noch förmlich mit einem Wissen gescheitert ist. Wenn aus der römischen Zeit im 4. Jahrhundert n. Chr. nach dem Dienst der Schule, mit dem Silvester vor sich, das Wort „Prost“ von einem Lateinischen „Silvestro“ oder „Waldbrun“ oder „Waldmann“ oder „Waldbrund“ die Zeit der Vorherrschaft des falschen Wissens im 18. Jahrhundert wurde, darf und noch „sehn“ für „sehn“ geheißen — darf auch in Silvester als überwunden gelten.

Neujahr in der Dichtung.

von Robert Kampf.

Unter den deutschen Dichtern, welche das neue Jahr besungen haben — und es sind wohl die meisten —, lassen sich deutlich zwei Richtungen unterscheiden, eine pessimistische und

eine pessimistische, — eine optimistische, die sich an der Gegenwart freut und auf die Zukunft hofft, und eine pessimistische, welche von einer elenden Vergangenheit auf eine elende Zukunft im neuen Jahre hofft. Beide beiden Richtungen gibt es eine Übergangszeit, welche die Vergangenheit und Gegenwart zwar schließt, aber auf eine frohe Zukunft hofft.

Wiederum dem Alten, zwischen dem Neuen, hier uns zu freuen, schenkt uns das Glück, Und das Vergangene heißt mit Vertrauen Vorwärts zu schauen, schauen zurück.

So singt Goethe gegenwarts- und hoffnungsfroh in seinen „Geselligen Siebern“, um nicht minder zuverlässig singt das Neujahrslied Holzmanns in „Falterleben“:

Das alte Jahr vergangen ist,
Das neue Jahr kommt.
Wir danken Gott zu dieser Freiheit,
Wohl uns, daß wir wo sind!
Wir sehn aufs alte Jahr zurück
Und haben guten Nutzen.
Ein neues Jahr, ein neuer Glanz!
Die Zeit ist immer gut.

Die Gedanken, daß jeder Schluss eines Jahres und jeder Anfang eines neuen im Jahre immer näher bringt, bestreit Johann Heinrich Völker in seinem Gedicht: „Des Jahres letzte Stunde“, aber trotzdem rät er, den Mut nicht sinken zu lassen, es gibt eine bessere

Dort sammeln wir uns wieder
Und singen Wonneleider!
Klingt an, und „gut sei immer dor“,
Sei unter Wunsch zum neuen Jahr!

Trägt in die Gegenwart, sagt Georg Herwegh, d. h. in die wohltätige Gegenwart des Jahres 1841. In dem Gedicht: „Neujahr“ heißt es:

Wieber, weil ein Jahr verging,
Sprudelt man so nette,
Singt von einem neuen Ring
An der alten Kette.

Gemeint ist die Dramenkette, mit der nach der Meinung des Dichters die Wölter gefestigt werden. Er sieht, daß nur ein einziger Ring dieser Kette gefestigt werde, und hoffnungsvoll schreibt er:

Still, die Engel opfern schon
Einen Ring der Freiheit.

Vielleicht das schwäne Neujahrsgedicht überhaupt ist „Neujahrsnacht“ von Amelie von Prostet „Häflich“! Am Silvesterabend sieht die Dichterin im grauen Schneegefüll der frümmen Peter nach der Kirche ziehen: Den ländlichen Krämer, die frierende Dienst, den rei-

chen Mann, dessen Wünsche noch schwerer sind: als die Karoje, in der er führt den armen Oberstandsdienst ih, und beim Raunzen der Oberstande betet die Dichterin:

Du, der daftaunende verlossen
Schlendriglich, erhalte mir
Ein mutig' Herz, ein redlich' Wollen
Und Fassung an der Grabeskir!

Das berühmteste und wohl — im Gegen-
sat zu seinen Buntfiedern — auch mihi-
stisch Neujahrs - Gedicht hat Schiller
unter dem Titel „Der Antritt des neuen Jahr-
hunderts“ verfaßt. Prophetisch und auch für den
Anfang unseres gegenwärtigen Jahrhunderts gel-
ten und für die Berle:

Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Rora.
Zwo gewaltige Rötzen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz.
Seine Handelsstolze kreest der Brüte
Gierig wie Polypenarme aus.

Als Flottenwärmer kann Schiller kaum
gelingen, wenn er forscht:

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst erimit sie kaum,
Doch auf ihrem unermesslichen Ruder
Ist sie zehn' Gestüdlich nicht Raum.

Die Reihe der Pessimisten schließt die Wi-
ener Dichterin Betty Paoli.

Sie sieht und hört „In der Neujahrsnacht“
Gespenst, Vichterglanz und Festejubel, welch-
das an jungen Herzen nageende Bedecktheit über-
beden soll.

Das Weßgefühl, nicht zu verlöhnern,
Dah eine Zeit nur wieder um,
Und daß die Götter nur erlönen,
Vergänglichkeit! zu deinem Anh.

Jahreswende.

von Marionette Bito - Landsberg.

Das Jahr geht hin — —
Und es wird mit Leid und Gorge!
Nichts hat's gebracht, was es Dir geben
wollte!
Du weinst — — weinst um das alte Jahr,
Und Deine Seele ist Dir wund!

Das neue Jahr kommt!
Und es wird wieder nicht halten, was es
Dir verspricht!
Sei stark, das Jahr zu tragen,
Denn Du fehlt bist die Zeit!

Die wilde Jagd.

Eine Geschichte aus der Zeit der zwölf Sturmäxte.

Von Paul Dahn.

(Nacktbrust verboten.)

Im Dorf saß Heder Heidemark aus der Kreisstadt mittler unter den häuslichen Säulen und ließ sich von ihnen Geschichten aus vergangenen Tagen erzählen. Er fühlte sich wohl unter diesen fröhlichen Gestalten, behörte unter den alten, die noch ihr urwüchsige Eigentart bewahrt hatten. Und seitdem Heidemark Väth der Outstieg war, hielt er es behördes mit den Bürgern. Er lag aber und dachte in seiner Besessenheit, denn er verstand sie, waren viel zu fest mit der Heimkehrstafel verhindert; nur im Felde und der Heide fand er die inneren Freuden, den das Ungeheuer der Stadt ihm verlorste. Das Leben hatte hart mit ihm gefordert, dort draußen wollte er als Einzamer Helden von unsterblichen Hoffnungen lachen.

Erst rauschen Nordostwind und Schneegeschwärz hatte er sich am Silvesterabend aufzumachen und war hinausgeschungen, um den Anbruch des neuen Jahres in winterlicher Waldesfeier zu erleben. Er blieb bis zum Aufbruch unter den Dorfleuten, die fastes Bier tranken, bis er eine Runde für sie befehlte, aus deren Gläsern starke Bündschüsse aufzuspringen. Und als er suffe Schüuren am runden Eichenstiel kreisen ließ, da löste sich auch die Brüder des Alten.

„Die Herr Heidemark, lieben habt ihr uns?“ fragte einer der Bäuerinnen.

„Leide mein. Seit nicht geht's der Höhweg hinauf zu den drei Mänteln im Waldkreis“, entwirrte lachend der Jäger und blies den Rauch seiner kurzen Befie gegen die Feuerlatzumpe, doch diese Schwaden um den verästelten Lantensturm wogten. „Draußen will ich weiterbrummen, da das neue Jahr beginnt.“

„Bi den drei Mänteln“ knüllt es, in den zwölf Sturmäxten ist du nicht gebraucht.“

„Wer knüllt dort?“ fragte Heidemark. Er war heisigig zu hören, was die Leute von den drei Mänteln zu berichten wußten. Und er erfuhr, daß in der Gegend einmal eine große Schlacht geflogen wurde. Der König war gefallen und, wo heute die Rüstungen standen, in einem Steinbruch bestattet worden. Der Knüll steht. In weissem Gewände gebe er wie ein Geist einher und trage seinen eigenen Kopf auf dem Hinterkopf. Und sie tranken noch ein.

Und Heidemark wanderte unterwegs bis Dorfes enden, ging über den Steinbruch zum Höhweg hinauf und ließ sich im Sturm der Dörfer weinen. „Worauf“ zum einen vorausgesprochen und, wie man erzählte, einen richtigen Friedrich aus dem Hause der Germanen aufgedeckt habe. Man hatte dem König die ewige Ruhe gewünscht, sobald er nun ruhelos in den zwölf Mänteln von Webschäften bis zum Dreiflügelstaatssieg über die weissen Gestiele zog, um Unheil verhindern. Nach zu über.

„Ach ja grausig schön, daß du auf meinem Revier eines alten Königs Geist nicht die Spaziergängerei macht“, warf Heidemark belustigt ein. „Es fehlt nur mir, daß auch die wilde Jagd den Weg durch mein Kleines Reich nimmt.“

Herrnmitte hatte er das Stichwort gegeben, in neuen Abenteuerlande aufzubrechen. Er wußte einmal eine Befreiheit, die sie in diesem Vorfeld erwarteten, die sie aufzutragen hatte. Der Wohltuende waren die Erzählungen nicht neu. Er kannte sie von Jugend an, aber er hörte sie gern immer wieder. Von Mänteln bis Walden hinauf ist die Sage vom wilden Jäger bekannt; sie hat die Volkslauben sehr Wurzeln gesetzt. Die wilde Jagd, die Webschäften beginnt und über Felder und Wälder durch die Lüfte geht, soll am Dreiflügelstaatssieg ihren Höhepunkt nehmen.

Mit unheimlichem Sausen und Brausen raste dieser Jagdzug. Geheul und Brüllen soll es nicht sein, die Luft auf zugesetzten rüstigen Rossen raste der wilde Jäger, und er geht mit seinem Gejagde voran, und kreischende Kinder liegen nebenher. Heder Heidemark, der zu beiden Seiten gegen Sittte und Moral verstohlen, wird

der Gefolgschaft des wilden Jägers eingereicht. Schlußmörder, Totenschäger, Kindesmörderinnen, Ehebrecher und ungetaute Kinder ohne Namen sind seine Begleiter. Und alle sagen mit dem wildesten Jagd über das Land, um sich zu rächen daran, was ihnen bewußt und unbewußt auf den Antwortschlag der Brüder des Lebens abgeworfen.

In der Nacht vor Dreiflügel zieht der wilde Jäger, bärhundig seines Heidebräut Bertha nach, die ihm an einem Befiestel aus dem Dore vorerstet, mit einer Kugelhülle aus dem Mädel und begleitet von toxischen Tieren und Totenperücken. Bertha trug einst, als sie noch eine fröhliche Blumen junge und lächelnd Frau war, seine Seelenblume, die er nun erjagen muß.

Und wehe dem, der die wilde Jagd kommen hört und sich nicht schnell auf ein Wagengeleget. Den wirkt der Führer der Befie ein Befie einer Sturmwelt vor die Beine, den der Mann im nächsten Jahre zur seßen Stunde wieder aufstehen muß, wenn er nicht auch sein Wiedergeborene werden will. So eben jetzt, erzählten die Leute, der wilde Jäger und seine Bertha bittere Rache, weil deinetwegen Menschenfeste ihre Seelen, die zusammengehörten, auseinanderrißten. Das will die Jagd in den letzten Sturmäxten soll aber an ihre Strafe seien.

Heidemark überdrückte bei diesen Erzählungen sein eigenes Leben. Wie sinnlos. War auch er nicht ein unruhiger Geist, dem das rote Blut warm durch die Adern triefte und dem eine Stunde der anderen Seelenfeste fehlte? Hatte er nicht längst ein wilde Jäger hinter sich, ein Jagen der anderen Welt, das ihm unerreichbar war? Damum lugte er dort draußen die wellverhornten Mäntel an, weil sich in stiller Naturandacht seine eigenen Seelen von ihm löste und in unsterblichen Weinen lag, hin zu der einen, zu der anderen....

Als die Leute die Geschichte vom wilben Jäger gehört hatten, rief Heidemark wie aus einem Teufel auf. Draußen versteckt die Winterkultur gegen die Feuerlatzumpe und hörte hinein und hörte und hörte und hörte das Haus. Da sprang der Knüll von seinem Stroh auf und sagte ein aufgeregtes „Hab jetzt keine Sorge gekommen!“ Er nahm Ruhm und Ehre und Wiederholung und wunderte sich über die Bäuerin hinterlein.

„Der Heidemark grüßt sich vor dem Denkel einer Großmutter nicht. Der ist schwet' so' wilber Jäger!“ Und sie tranken noch eins.

Und Heidemark wanderte unterwegs bis Dorfes enden, ging über den Steinbruch zum Höhweg hinauf und ließ sich im Sturm der Dörfer weinen. „Worauf“ zum einen vorausgesprochen und, wie man erzählte, einen richtigen Friedrich aus dem Hause der Germanen aufgedeckt habe. Man hatte dem König die ewige Ruhe gewünscht, sobald er nun ruhelos in den zwölf Mänteln von Webschäften bis zum Dreiflügelstaatssieg über die weissen Gestiele zog, um Unheil verhindern. Nach zu über.

Als Heidemark wie ein unruhiger Geistkamm unter den Mänteln stand, jagte der Sturm breit und kräftig durch vom Bruch her. Höhweg hinauf, leiste sich in die kalten Kronen der Bäume, riefelte und schüttelte sie bis bis die Äste und Zweige herunter, faulend zu den Wurzeln hinunter und läßt sie in den kalten Wind hinstellen auf, daß durch die Bäume mächtiges Raufen und Brausen ginge. Sturmgelehrte, das war Münst für des einfaulen Jägers Ohren. Und es schien, als wolle eine aufziehende Freiheit eine verlorene Vergangenheit lösen. Einmer wildest brüllte der Sturm und röh und röh mit der Bruch bissenden Gestalt, aber er brüllte heute nicht die Kraft, wiedelose Gedanken aus dem Hirn zu jagen. Ammer wieder mußte der Mann unter den drei Bäumen auf der Höhe an die Gesetze der Dörfer denken, an

den König, der vor weiten Seiten hier an der Störe seine Räuber, die stammende Severe und seine Streitkräfte führte, den Tod und seine Hölle, die Stadt und, warum? Liebe, Hass und Neid, den Männern Weibesfeier, wenn Antwortschlag der Brüder des Lebens. „Jäger? Es hat doch nicht immer einen Namen.“ Die Sturmwelt und Gebeineherauslöschungen berget alle ein Stürmchen Weisheit in sich. Und nach der Sage war der Gott des Sturmes, der Totengott Botai, der erste wilde Jäger, der auf eisigem Rose in den heiligen zwölf Mänteln die Schau der entstolzen Seelen durch die Lüste nach Waffel führte. In der Mark sollte nach Erzählungen der Vorläufer des großen Kürschner General Graf Spar, in Holstein der Jagdmüller Böhm, in der Lauts Dietrich von Bern, in Hessen sogar Karl der Große und Odewald der Mütze von Rodenstein den unerträglichen Geist, der Böse und Wider und unvergessen führen. Rodenstein, der man nachgute, er hätte den Waffelkrieger entdeckt, hat Schiel einen Bied gelungen, das Klingt, als hätte er es erst in diesen Tagen gebaut:

„Es regt sich was, in Odewald und durch die Wipfel hält's und schalt. Der Rodenstein zieht um.“

Dom Rhein her streicht ein schärfer Lust. Den treibt den Alten aus der Gruft. Der Rodenstein zieht um.

Ein wilde Stachtwurm ist sein Kleid, ein wilde Schlachtwurm hängt zur Seit. Der Rodenstein zieht um....

Jedweder tu, was seine Blüft; Der Wind vom Rhein der stölt mir nicht. Der Rodenstein zieht um....

Ich reit' und reit' und such' den Mann, Der meinen Flammen schwingen kann. Der Rodenstein zieht um!“

Der Sturmwind hente dem Waldmann das Zied in die Ohren. Und Horrido und Haltai, da war auch im Hatz noch der wilde Jäger, daselbernd, der sich nicht schaute, den helleinen Sonnanz mit Dulsa und Hulso zu entwischen. Darum soll er verdammt sein zu jagen bis zum jüngsten Tag.

Die Gedanken Heidemarks jagten mit dem Sturm um die Welt, als gehörten sie selber ihm zum Geiste der wilde Jagd. „Und hörre, hörre vorwärts ging“ singt, Feld ein und aus, berg und ab und an. Stets ritzen Reiter rechts und links zu beiden Seiten nebenan....“ Er verjagte den Lüsten ein Worfegest, ein Sturmwelt, Stämme und Dämonen, und schaute den alten Sturmwelt an der Spitze des Bergs. „Wer kann den Sturmwelt in unterdrücken, der weise den ersten Sturmwelt an.“ Wer was der Waldmann noch zu erkennen glaubt, das waren Jagdbärber, die einst die Kreise umfingen in die Dörfer trübten, Jagdeis, Wasäder und Schüttelgefleter. Diese Geister wollte Jäger Heidemark nicht in seiner Gefolgschaft haben. Und von neuem sang und röhrt es in den Lüften:

„Ich reit' und reit' und such' den Mann, Der meinen Flammen schwingen kann. Der Rodenstein zieht um!“

Und vom Dorfe her tönte wegweisend der Ruf: „Neujahrt! Neujahrt!“ bergan über das Land.

Da redete sich der Einmale auf, packte den Knechtkopf fest und schütt, den wilden Naturkrieger trocken, querelbein über den haten, den Antwortschlag zu den Männern im Dore. Nach einer Stunde, junger Mann, mit einem Hörzen auf dem rechten Fleck, nach gehörte er zu denen, die auf heimatlichen Woden aus Vergangenem Leben schwören, mutig den Kampf um das Dasein führen. Und die Heimat braucht jeden einzelnen Mann.

Als er die Gassestraße betrat, war große unter den Leuten und die Stadt rief zum Einzug, zum Einzug, und die mit dampfenden Kugelgeschossen, läßt er mit ihnen auf ein glühendes, neues Jahr, auf eine hellungsfrische Zukunft!

Neujahrswünsche aus dem 15. Jahrhundert.

Sich zum Jahresbeginn Glück zu wünschen, ist ein neuer Brauch. Es gibt gedruckte Neujahrswünsche schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Sitte ist, wie sich aus den Bildern erweist, kirchlicher Herkunft, und die Druckart hat sie schon angetroffen. Der Verleger Paul deit in Straßburg, ein Buchdrucker in Auebachs Stil, hat einer größeren Veröffentlichung eine kleine vollständige Ausgabe von 30 Neujahrswünschen des 15. Jahrhunderts folgen lassen. Auf den meisten Blättern ist das Christbild dargestellt, bei vielen auf einem Kissen sitzend und mit dem Kudus als Glücksstab hielend; auf einem Schriftband eine Tugend oder Tugend, die sich auf die Werte bezieht, wie z. B. auf den neuen Tag, auf den neuen Jahr, oder ähnliches. Ein geheimes Blatt zeigt einen Mann, der vom Sündvater herunter die Schrifttrittze hatte. Wer ist vor dem Tod? Dronen das Christbild als Kindermann auf dem Kinde und vor einem mit Säcken beladenen Körben, darunter die Antweren: „Es ist Jesus, bringt mir Tod.“ Einigenmaß ist auch ein Glücksschiff dargestellt. Die Wünsche haben verschiedene künstlerische Art. Die wertvollen und anpruchsvollen sind am eindrücklichsten und schönsten. Die höfliche Einfachheit der Empfindung, die unsere neueste Kunst oft als Ergebnis künstlerischer Überleitung zu gewinnen sucht, hat diese alte von Natur.

„Liebe im Schnee“.

Von W. Halle-Woley.

(Nachdruck verboten.)

Finstere Wolken stürmten in wilder Eile von Golgatha, — aber vor ihnen her flog mit fast verjagender Kraft ein graues Vogelchen. Vom fernsten Norden kam es; mit mattem Schlag der kleinen Flügel erreichte es mit Kreisen, an denen der Feindlande ihre umgestalteten Grenzen, der entstürzende Himmel. Und mit kleinen Wimpern verachtete es den Regelmaß des Hunders des herbenen Erdfeuers zu ziehen. Dies Feindlandes Herbstwürfle führte sein graues Gewändlein mit heiligem Buch und an den Harten Nageln. Härte frugt sich sein schwaches Schnabelchen. Ein leiser Wind aus des Feindlandes breitenden Augen segnete das tapfere Vogelchen. Sommer sollst du die Farbe meines Blutes tragen; des Winters Hölle soll dir zum Sonnen sein und in des Winters Hölle soll dein Glück erblühen.

Mitten im Winter ist's, kein Weg — kein Sieg! Allerberglieb ist die Frau Hölle ihr. Dauern gefüllt und die Erde und die kleinen, die zarten, die am meisten wierenden Baumkindchen waren eingedellt, daß nur einmal mehr ihr Rauschtrunk, das sich sonst so leid in die Lust holt, zu schauen ist. Du aber gehst wie im Gauklerland. Das Kind und glüht wie diamantener Glanz in tauend Fäzesen; von Tannenästen geschüttete Schneeflocken flühen als Silbersterne. Da ist, als fähst du märchenhafte Pracht im Feenland.

Vogelang weist dich auf. — Vogelang im Schnee?

Es ist des Christobgleins Liebeslied! Und dort sieht es! Ein leuchtender Fluß im leuchtenden Schnee. Grau ist sein Käpplein, oliv sind die Fügel, dunkelbraun der Schwanz. Mit dem Spiegel teilt er die Gräbe. Und neben ihm läuft mit gesenkten Kopfchen ein Chorwelsch, zierlich,nett, adret, wie es eben nur ein — Kreuzschädelwelschen sein kann.

Zwei seltsame Leutchen! Bauen mitten im Winter ihr Biebesnetz. Hoch über dem alten Tannenbaum, 25 Meter über dem Erdboden, steht das Ehehaus. Mit vielen Künft ist es gebaut: Das Fundament sind Bäume, mit Flechten bevestigte Nadelbaumreiser, außen sieht du es verziert mit Bartschleichen, Baum- und Eichenzoo.

innen sindest du's fabriert mit ganz sarten Flechten und als Schmid dienen einige Gedanken des Hofsleutes.

Um den Dreißigjährigen erwartet den Kreuzschädelwelschen liebe Arbeit durch drei aus zünftigem weichen, braun bejauten Eichern zubehörige Jungen. Anfahrt hat das Brot, geschürte, um die Kerne zu erhalten, und auch jetzt verläßt es nur selten das Reich. Wer hingegen Schwäbel hat da der „Kleinst“ hat zu kosten. Über sein Tisch ist reichlich gedeckt, Früchte und Tannenzapfen sind des Kreuzschädelwelschen Magenstuffer. Doch sieht er in der Rot auch Ahorn, Eiche, Buchen und Binsen. Vorlese Dienste leisten ihm beim Entzauen die aneinander vorlesenden Spulen seiner Kiefer. Wie ein Papagei fliekt er davon in den Zweigen der Nadelbäume herum, wie ein Papagei bewegt er den Schwäbel als dreifachem Kreuz. Er lebt auf großem Fuß, der Kreuzschädelwels, was sich nicht sofort beim ersten Biss entzündet, läßt es zu Boden fallen. Er ist also ein „Dämon“, was man auch schon aus seiner Rumpftorm schließen kann!

Obstreich der Kreuzschädelwels, unsere Waldungen häufig bewohnt, hat er kein leines Standquartier, sondern verlegt seinen Wohnsitz immer dorthin, wo der Früchtebaum besonders gut gedeiht ist. So, bis nach Spanien und Griechenland treiben die Kreuzschädelwels. Sie sind die Bäume unter den eisneimischen Wäldern. Es sind mindre, friedame, durch sie eine einfache Lebensweise leider nur zu vertrauensweise Vogel.

Ein seltener Wintergast aus dem Reiche der Vogel ist die Sage in der Neumark beobachtet worden. Der Schreitbär, ein Porcupilla garrulus (V.), einer älteren hochmittelalterlichen Vogel, dessen Heimat der Norden Europa, Afrika und Amerika ist. Er kommt dort die liebgestiegenen Fichten- und Kiefernwaldungen, aber nur dann verläßt wenn letzteren Schwäbel oder Dinger ihn zur Wandern treiben. „Bei uns zu Lande erscheint er so unregelmäßig“, kreift Krebs, „dass das Volk eine beliebte Zahl auf ein ihm angewandt hat und behauptet, daß er nur alle sieben Jahre einmal sich zeige. Er kommt vor, daß man sie in einem Winter da, wo sie sonst sehr selten erscheinen, wenden, so selbst monatlang in großer Menge antrifft, und wahrscheinlich würde dies noch viel öfter geschehen, glaubte ich nicht jedoch seine erbärmliche Jagdviert an diesen harmlosen Geschöpfen auszuüben; da Schwäbel der Lebend erhebt, wie man meint, müßte, den ungestümen, rohen Menschen so unverhütlidh, daß er nichts anderes zu tun weiß, als neuerwerten Vogel noch unter den Nachwuchsen eines Übergrauswuns zu seiden haben. In jüngeren Zeiten wußte man sich das unregelmäßige Erscheinen der Seidenwöhrung nicht zu erklären, fand sie ja als Dornenbildung schwerer Kriege drückender Tendenz, verschlechternden Zeichen und anderer Katastrophen an und plante sie deshalb hassen und verfolgen zu dürfen.“ In unserer Gegend ist das Erkennen des so harmlosen Vogels einer solche Schlechtigkeit, daß er so gut wie nicht kommt. Es wäre zu wünschen, daß er koste er irgendwo in Europa oder Amerika gefangen wird. Er ist eine so groß wie ein Star und wärts sich im Sonnen von Spalten, im Wind von Bäumen, besonders Lärchen, aufwirkt. Er ist weniger der gewöhnliche Weiß, Gelb und Rot im Flügel, als das ungemein garig Grau und Braun, was seine Erkennung für das Auge erleichtert. Auf dem Kopfe trägt er ein Häubchen. Eine Merkmalsschönheit der Seidenwöhrung sind die Vorhönen und in der Brust sehr verschwundene roten Dornenplättchen an Schwanz- und Schwanzfedern, die wie Siedeladern aussiehen. (Vgl. O. Kleinhardt.) Im Vollmund steht der Seidenwöhrung auch Bären, Buer, Buer, Buer, Eisberge und Eisvogel, Winterbretzel, Schneeflocken und Seidenwöhrung.

Unerwartete Störche. Auf dem alten Turm des Schlosses Dürkowungen bei Döbeln steht in einem nüden Stöcke seit unbestimmten Zeiten. Im Jahre 1914 blieb zum ersten Male Storchmutter den Wäldern über den wässrigen Bäumen mit den Jungen im Herbst abhängen. Seit 1918 bleibt auch die Storchmutter im Winter dort. Das Paar sitzt in Frost und Schnee in seinem Dorf, bei Starke Wälder drücken sich die beiden in das Nest. Nahrung haben sie in den nahgelegenen Weihern, die niemals ganz austrocknen, vielleicht in folge von warmen Quellen. Man versucht den Störchen Butter anzubieten, aber sie nehmen nichts an. Im Frühjahr, wenn die anberkerte Störche zurückkommen, verteidigen die beiden ihr Nest sehr energisch gegen alle Aufzähmungen, unter denen gewiß auch ihre eigenen Nachkommen sind. Sie leiden überhaupt keine anderen Störche in ihrer unmittelbaren Nähe, den Sölden im Döbelnsbühl aber halten sie gute Freunde; das mag wohl in der Gegend begründet sein.

Der 32. Dezember.

Der 32. Dezember ist durchaus kein Scherz, er exiistiert vielmehr wirklich, und zwar handelt es sich dabei um eine Zeitbezeichnung, gegen deren Rechtmäßigkeit und Genuigheit unter besonderen Bedingungen allen Kündebescheinigungen zum Trotz kein logischer Einwand gemacht werden kann. Der 32. Dezember existiert, wie die „Umfassung“ erweckt, tatsächlich für alle jenseitige Zeite, die jenseit Ende des Jades der Serie von Ostfalen, nach der neuen Welt gerechnet, denn da die Sommer und Herbst, also jenseit, sehr schnell waren, sie ist ihrem langen Tage einen Tag und wenn dabei die Jacht mit dem Monatsende zusammenfällt, muß in den Schiffszugfahrten entweder der letzte und der erste Tag zu 30 Stunden berechnet werden, oder aber man trägt, um noch genauer zu sein, den 32. Dezember, als den letzten Reittag ins Schiffsbuch ein.

Der Vorkämpfer der Naturschutzbewegung, der verdienstvollste Herausgeber der Blätter für Naturfreund und Heimatpflege, Walter Benecke, ist in Berlin im 45. Lebensjahr nach langen schweren Leidern gestorben. Benecke war von Bernhard Rauhut, hatte aber seine ganze freie Kraft vorüber Weiler eingangs an die Sache des Schutzes unseres heimatlichen Landschaftsbildes und seiner Wildungen und Tierwelt eingesetzt. Mit beiderem Eifer trat er für die Schauung der fast gänzlich ausgestorbenen Raubtiere und Raubvögel ein.

